


Paola Predicatori
Der Regen in deinem Zimmer

Paola Predicatori

Der Regen in deinem Zimmer

Roman

Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull

 aufbau

Die Originalausgabe mit dem Titel
»Il mio inverno a Zerolandia«
erschien 2012 bei Rizzoli, Mailand.

Das Zitat auf Seite 32 ist entnommen aus J. D. Salinger, »Der
Fänger im Roggen«, nach der ersten Übersetzung durchgese-
hen und überarbeitet von H. Böll, Rowohlt Taschenbuch Ver-
lag, Reinbek bei Hamburg, 1966.



ISBN 978-3-351-03520-4

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2012

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2012

© 2012 RCS Libri S.p.A., Milano

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Augen. Sie nahm mich fest in die Arme und sagte, es gebe Therapien und mit mir zusammen würde sie es schaffen. In dem Moment wurde aus *mir wir* und ihr Krebs wurde zu meinem. In jenen Tagen barst mein Kopf vor Fragen: Die Symptome? Hatte sie wirklich nichts bemerkt? Wann hatte alles angefangen? Warum hatte sich niemand über ihren plötzlichen Gewichtsverlust gewundert? Wieso bemerkte sie immer alles, wenn es um mich ging, aber ich, die ich sie doch liebte, hatte mir keine Gedanken um sie gemacht? Wenn man jemanden liebt, sollte man sich doch um ihn kümmern! Und wenn meine Liebe derart verantwortungslos war, hatte ich sie dann vielleicht nicht genug geliebt?

Meine Mutter und ich hatten nie viel geredet, und daran änderte sich auch während ihrer Krankheit nichts, aber wir fingen an, uns mit Blicken zu suchen, einander die Hand zu drücken, wenn wir zusammen einen Film ansahen, und uns still zuzulächeln, ein inniges Lächeln, angefüllt mit einer Hoffnung, die uns niemand gegeben hatte. Meine Großmutter war stets zur Seite und unterstützte meine Mutter in allen Entscheidungen, bis hin zur letzten. Während der ganzen zwei Jahre habe ich meine Großmutter nie weinen sehen. Manchmal erschien sie mir wie ein anderer Mensch, angefüllt mit einer Kraft, die aus früherem Schweigen in fernen, jungen Jahren rührte und nun wieder zum Tragen kam.

Wenige Tage vor der OP konnte ich nicht mehr an mich halten und erzählte es meinen Schulfreundinnen. Als es so weit war, bekam ich einen Haufen SMS und Mails, auch von Leuten, von denen ich seit einer Ewigkeit nichts gehört hatte. Ich hatte niemandem gesagt, dass es kein heilender Eingriff sein

würde, und all diese vor Leben und Zuversicht strotzenden Nachrichten hatten zur Folge, dass ich mich jedes Mal beherrschen musste, das Handy nicht an die Wand zu pfeffern. Als ich ein paar Tage später wieder in die Schule kam, war der Sensationseffekt bereits abgeflaut. Alle erkundigten sich, wie die OP gelaufen sei, wie es meiner Mutter gehe, und das war's. Als ich einige Zeit darauf abermals fehlte, fragte niemand mehr nach. Meine Freundinnen hörten auf, mich zu besuchen, und ich besuchte sie nicht mehr. Mit der Ausrede, in solchen Situationen lasse man einen Menschen besser in Ruhe, wurde es leer um mich. Die beiden folgenden Jahre verbrachte ich wie unter einem Schatten. Klausuren, Prüfungen, Samstagabende in der Disco, Schwimmbad, Stadtbummel, aber in allem, was ich tat, war meine sterbende Mutter. Ihr Tod war überall: im Rucksack zwischen den Schulbüchern, in den rosig klaren Frühlingsabenden, aber vor allem in ihrem mutlosen, wissenden Blick. Ich weiß noch, dass ich jeden Tag wünschte, sie würde es entgegen allen Prognosen schaffen: Wir hätten noch Zeit und hätten gelernt, sie nicht zu vergeuden und das, was wir uns zu sagen hatten, nicht aufzuschieben.

Wenn jemand mich fragte, was ich von diesen zwei Jahren erinnere, würde ich antworten, nichts Besonderes: die Gesten, das Lächeln, die kleinen Alltäglichkeiten. Das ist das Leben, das habe ich jetzt begriffen. Nicht die Dinge zählen, sondern die Augenblicke. Ich glaube, selbst meine Art zu atmen hat sich verändert: Ich habe gelernt, die Luft anzuhalten, als hätte ich die ganze Zeit unter Wasser verbracht und nur darauf gewartet, wieder nach oben zu kommen. Und ständig war da die Angst.

27. September

Heute ist der erste Schultag nach dem Tod meiner Mutter. Ich steige die Treppe zu meinem Klassenraum hinauf und spüre, wie mich alle anstarren. Ich bemühe mich, möglichst normal zu wirken, obgleich ich mich fühle, als hätte die Welt mir mein innerstes Geheimnis entrissen. Im Flur laufe ich ein paar Klassenkameradinnen über den Weg, die mich mit Säuselstimmen und Teddybärblicken grüßen, doch ich tue so, als würde ich sie nicht sehen. Vor der Tür steht eine Gruppe Jungs. Zwei davon sind in meiner Klasse und sagen mir linkisch hallo. Einer macht einen halben Schritt auf mich zu, aber als ich stur geradeaus weitergehe, gesellt er sich wieder zu den anderen. Umso besser, auf Verlegenheitsfloskeln kann ich verzichten. Kaum betrete ich den Klassenraum, wird mir klar, dass dies der letzte Ort auf der Welt ist, an dem ich heute sein will. Ich atme tief durch und habe das Gefühl, Lichtjahre weit weg zu sein. Der Tod meiner Mutter hat mich zu einem Riesen gemacht: Von hier oben erscheinen alle Menschen bedeutungslos und völlig gleich. Da sind meine Schulkameraden, noch immer jemandes Söhne und Töchter, alle in den gleichen Klammotten, mit den gleichen Gesichtern, die nicht wissen, was sie sagen sollen. Ich wünschte, sie wären tatsächlich Fremde, dann müsste ich sie wenigstens nicht grüßen. Sonia sitzt schon an unserem Tisch, sieht mich an und versucht zu lächeln. In der Kirche hat sie Rotz und Wasser geheult. Mir wird schlecht, wenn ich dran denke. Uns trennen nur noch wenige Schritte

und schon ohne mich, wie sie mir tagelang ihr süßliches Mitgefühl aufdrängen und sich in die Rolle der sorgenden Trösterin stürzen wird. Das ist nicht okay, ich habe die Kraft nicht, niemand kann ernsthaft von mir verlangen, dass ich das alles ertrage. Wie angewurzelt stehe ich mitten im Klassenraum, als wäre die Zeit stehen geblieben. Es gibt genau zwei Fluchtmöglichkeiten. Die erste ist, auf dem Absatz kehrtzumachen und zu gehen. Über die zweite muss ich nicht einmal nachdenken, ich habe sie direkt vor mir, als wäre sie urplötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. Langsam steuere ich auf meinen Platz zu, doch statt mich zu setzen, gehe ich weiter. Ich kann es nicht fassen: Noch ehe ich richtig kapiere, was ich tue, lasse ich den Platz neben Sonia links liegen und gehe zur Bank in der letzten Reihe.

Ich nähere mich dem Nichts und ziehe sämtliche Blicke auf mich: Die halbe Klasse hält den Atem an und traut ihren Augen nicht, während ich in Zeitlupe die letzten Meter bis zur verbotenen Zone zurücklege und mich setze. Alle starren mich mit offenem Mund an, vor allem Sonia.

Gabriele Righi alias Zero. Wir, ich inklusive, nennen ihn so, seit er einmal während der Pause eine Schublade am Lehrerpult aufgebrochen hat, um sich sein Handy wiederzuholen, das ihm die Mathelehrerin abgenommen hatte. Als die Lehrerin eine Viertelstunde später wieder hereinkam, meinte sie, jetzt bekäme er einen Schulverweis, er würde fliegen, und zwar mit null Punkten, Zero! »Wer?«, fragte er ganz blöd zurück, und sie war sich nicht zu dämlich zu antworten: »Du hast mich genau verstanden, Righi! Eine glatte Sechs, Zero.« – »Keine Ahnung, wer das ist, dieser Zero«, hatte er ungerührt gekontert, und sie hatte zurückgefaucht: »Du, Righi, du bist Zero!« Wie

eine Horde Affen hatten wir hinter vorgehaltener Hand losgekichert, wohl wissend, dass die Lehrerin zu weit gegangen war. Aber wer hätte so einen schon verteidigt? Von dem Tag an war er für alle nur Zero, und die Legende war geboren.

»Ciao, Gabriele«, würde ich gern sagen, aber ich sage nichts und setze mich. »Ciao, Alessandra«, könnte er sagen, aber er sagt nichts, denn er ist Zero.